

Nr. 168. Bromberg, den 26. Juli 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(6. Fortsetzung.)

„Warum nicht? Ist er zu jung für mich? Nein. Er stammt aus dem Januar und ich aus dem September; er hat also noch einen Vorsprung von acht Monaten.“

„Corinna, du weißt ja recht gut, wie's liegt, und daß er einfach für dich nicht paßt, weil er zu unbedeutend für dich ist. Du bist eine aparte Person, vielleicht ein bißchen zu sehr, und er ist kaum Durchschnitt. Ein sehr guter Mensch, das muß ich zugeben, hat ein gutes, weiches Herz, nichts von dem Kiesel, den die Geldleute sonst hier links haben, hat auch leidlich weltmännische Manieren und kann vielleicht einen Dürerschen Stich von einem Ruppiner Bilderbogen unterscheiden; aber du würdest dich totlangweilen an seiner Seite. Du, deines Vaters Tochter und eigentlich noch klüger als der Alte, du wirst doch nicht dein eigentliches Lebensglück wegwerfen wollen, bloß um in einer Villa zu wohnen und einen Landauer zu haben, der dann und wann ein paar alte Hofdamen abholt, oder um Adolar Krolas ramponierten Tenor alle vierzehn Tage den Erlkönig singen zu hören. Es ist nicht möglich, Corinna; du wirst dich doch, wegen solchen Bettels von Mammon, nicht einem unbedeutenden Menschen an den Hals werfen wollen.“

„Nein, Marcell, das letztere gewiß nicht; ich bin nicht für Zudringlichkeiten. Aber wenn Leopold morgen bei meinem Vater antritt — denn ich fürchte beinah, daß er noch zu denen gehört, die sich, statt der Hauptperson, erst der Nebenpersonen versichern — wenn er also morgen antritt und um diese rechte Hand deiner Cousine Corinna anhält, so nimmt ihn Corinna und fühlt sich als Corinne au Capitole.“

„Das ist nicht möglich; du täuschest dich, du spielst mit der Sache. Es ist eine Phantasterei, der du nach deiner Art nachhängst.“

„Nein, Marcell, du täuschest dich, nicht ich; es ist mein vollkommener Ernst, so sehr, daß ich ein ganz klein wenig davor erschrecke.“

„Das ist dein Gewissen.“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber so viel will ich dir ohne weiteres zugeben, d a s, wozu der liebe Gott mich so recht eigentlich schuf, das hat nichts zu tun mit einem Treibelschen Fabrikgeschäft oder mit einem Holzhof und vielleicht am wenigsten mit einer Hamburger Schwägerin. Aber ein Hang nach Wohlleben, der jetzt alle Welt beherrscht, hat mich auch in der Gewalt, ganz so wie alle anderen, und so lächerlich und verächtlich es in deinem Oberlehrers-Ohre klingen mag, ich halt es mehr mit Bonwitt und Littauer als mit einer kleinen Schneiderin, die schon um acht Uhr früh kommt und eine merkwürdige Hof- und Hinterstubenatmosphäre mit ins Haus bringt und zum zweiten Frühstück ein Brötchen mit Schlackwurst und vielleicht auch einen Gilka kriegt. Das alles widersteht mir im höchsten Maße; je weniger ich davon sehe, desto besser. Ich find es ungemein reizend, wenn so die kleinen Brillanten im Ohre blitzen, etwa wie bei meiner Schwiegermama in spe .... „Sich einschränken“, ach, ich kenne das Lied, das immer gesungen und immer gepredigt wird, aber wenn ich bei Papa die dicken Bücher abstäubte, wo niemand hineinsieht, auch er selber nicht, und wenn dann die Schmolke sich abends auf mein Bett setzt und mir von ihrem verstorbenen Manne, dem Schutzmann, erzählt, und daß er, wenn er noch lebte, jetzt ein Revier hätte, denn Madai hätte große Stücke auf ihn gehalten, und wenn sie dann zuletzt sagt: „Aber Corinnchen, ich habe ja noch gar nicht mal gefragt, was wir morgen essen wollen? ... Die Teltower sind jetzt so schlecht und eigentlich alle schon madig, und ich möchte dir vorschlagen, Wellfleisch und Wruken, das aß Schmolke auch immer so gern“ — ja, Marcell, in solchem Augenblick wird mir immer ganz sonderbar zumut, und Leopold Treibel erscheint mir dann mit einem Mal als der Rettungsanker meines Lebens oder, wenn du willst, wie das aufzusetzende große Marssegel, das bestimmt ist, mich bei gutem Wind an ferne, glückliche Küsten zu führen.“

„Oder, wenn es stürmt, dein Lebensglück zum Scheitern zu bringen.“

„Warten wir's ab, Marcell.“

Und bei diesen Worten bogen sie, von der alten Leipziger Straße her, in Raules Hof ein, von dem aus ein kleiner Durchgang in die Adlerstraße führte.

Sechstes Kapitel.

Um dieselbe Stunde, wo man sich bei Treibels vom Diner erhob, begann Professor Schmidts „Abend“. Dieser „Abend“, auch wohl Kränzchen genannt, versammelte, wenn man vollzählig war, um einen runden Tisch und eine mit einem roten Schleier versehene Moderateurlampe sieben Gymnasiallehrer, von denen die meisten den Professortitel führten. Außer unserem Freunde Schmidt waren es noch folgende: Friedrich Distelkamp, emeritierter Gymnasialdirektor, Senior des Kreises; nach ihm die Professoren Rindfleisch und Hannibal Kuh, zu welchen beiden sich noch Oberlehrer Immanuel Schultze gesellte, sämtlich vom Großen Kurfürsten-Gymnasium. Den Schluß machte Doktor Charles Etinne, Freund und Studiengenosse Marcells, zurzeit französischer Lehrer an einem vornehmen Mädchenpensionat, und endlich Zeichenlehrer Friedeberg, dem vor ein paar Jahren erst — niemand wußte recht, warum und woher — der die Mehrheit des Kreises auszeichnende Professortitel angeflogen war, übrigens ohne sein Ansehen zu heben. Er wurde vielmehr nach wie vor für nicht ganz voll angesehen, und eine Zeitlang war aufs ernsthafteste die Rede davon gewesen, ihn, wie sein Hauptgegner Immanuel Schultze vorgeschlagen, aus ihrem Kreise „herauszugraulen“, was unser Willibald Schmidt indessen mit der Bemerkung bekämpft hatte, daß Friedeberg, trotz seiner wissenschaftlichen Nichtzugehörigkeit, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für ihren „A b e n d“ habe. „Seht, liebe Freunde“, so etwa waren seine Worte gewesen, „wenn wir unter uns sind, so folgen wir unseren Auseinandersetzungen eigentlich immer nur aus Rücksicht und Artigkeit und leben dabei mehr oder weniger der Überzeugung, alles, was seitens des anderen gesagt wurde, v i e l besser oder — wenn wir bescheiden sind — wenigstens ebenso gut sagen zu können. Und das lähmt immer. Ich für meinen Teil wenigstens bekenne offen, daß ich, wenn ich mit meinem Vortrage gerade an der Reihe war, das Gefühl eines ge-

wissen Unbehagens, ja zuzeiten einer geradezu hochgradigen Beklemmung nie ganz losgeworden bin. Und in einem so bedrängten Augenblick seh ich dann unseren immer zu spät kommenden Friedeberg eintreten, verlegen lächelnd natürlich, und empfinde sofort, wie meiner Seele die Flügel wieder wachsen; ich spreche freier, intuitiver, klarer, denn ich habe wieder ein Publikum, wenn auch nur ein ganz kleines. Ein andächtiger Zuhörer, anscheinend so wenig, ist doch schon immer was und mitunter sogar sehr viel." Auf diese warme Verteidigung Willibald Schmidts hin war Friedeberg dem Kreise verblieben. Schmidt durfte sich überhaupt als die Seele des Kränzchens betrachten, dessen Namensgebung: „Die sieben Waisen Griechenlands" ebenfalls auf ihn zurückzuführen war. Immanuel Schultze, meist in der Opposition und außerdem ein Gottfried-Keller-Schwärmer, hatte seinerseits „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" vorgeschlagen, war aber damit nicht durchgedrungen, weil, wie Schmidt betonte, diese Bezeichnung einer Entlehnung gleichgekommen wäre. „Die sieben Waisen" klängen freilich ebenfalls entlehnt, aber das sei bloß Ohr- und Sinnestäuschung: das „a", worauf es recht eigentlich ankomme, verändere nicht nur mit einem Schlage die ganze Situation, sondern erziele sogar den denkbar höchsten Standpunkt, den der Selbstironie.

Wie sich von selbst versteht, zerfiel die Gesellschaft, wie jede Vereinigung der Art, in fast ebenso viele Parteien, wie sie Mitglieder zählte, und nur dem Umstande, daß die drei vom Großen-Kurfürsten-Gymnasium, außer der Zusammengehörigkeit, die diese gemeinschaftliche Stellung gab, auch noch verwandt und verschwägert waren (Kuh war Schwager, Immanuel Schultze Schwiegersohn von Rindfleisch), nur diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß die vier anderen, und zwar aus einer Art Selbsterhaltungstrieb ebenfalls eine Gruppe bildeten udn bei Beschlußfassungen meist zusammengingen. Hinsichtlich Schmidts und Distelkamps konnte dies nicht weiter überraschen, da sie von alter Zeit her Freunde waren; zwischen Etienne und Friedeberg aber klaffte für gewöhnlich ein tiefer Abgrund, der sich ebensosehr in ihrer voneinander abweichenden Erscheinung wie in ihren verschiedenen Lebensgewohnheiten aussprach. Etienne, sehr elegant, versäumte nie, während der großen Ferien mit Nachurlaub nach Paris zu gehen, während sich Friedeberg, angeblich um seiner Malstudien willen, auf die Woltersdorfer-Schleuse (die landschaftlich unerreicht dastände) zurückzog. Natürlich war dies alles nur Vorgabe. Der wirkliche Grund war der, daß Friedeberg, bei ziemlich beschränkter Finanzlage, nach dem erreichbar Nächstliegenden griff und überhaupt Berlin nur verließ, um von seiner Frau — mit der er seit Jahren immer dicht vor der Scheidung stand — auf einige Wochen loszukommen. In einem sowohl die Handlungen wie die Worte seiner Mitglieder kritischer prüfenden Kreise hätte diese Finte notwendig verdrießen müssen; indessen Offenheit und Ehrlichkeit im Verkehr mit- und untereinander war keineswegs ein hervorstechender Zug der „sieben Waisen", eher das Gegenteil. So versicherte beispielsweise jeder, „ohne den „Abend" eigentlich nicht leben zu können", was in Wahrheit nicht ausschloß, daß immer nur die kamen, die nichts Besseres vorhatten; Theater und Skat gingen weit vor und sorgten dafür, daß Unvollständigkeit der Versammlung die Regel war und nicht mehr auffiel.

Heute aber schien es sich schlimmer als gewöhnlich gestalten zu wollen. Die Schmidtsche Wanduhr, noch ein Erbstück vom Großvater her, schlug bereits halb, halb neun, und noch war niemand da außer Etienne, der, wie Marcell, zu den Intimen des Hauses zählend, kaum als Gast und Besuch gerechnet wurde.

„Was sagst du, Etienne", wandte sich jetzt Schmidt an diesen, „was sagst du zu dieser Saumseligkeit? Wo bleibt Distelkamp? Wenn auch auf den kein Verlaß mehr ist („die Douglas waren immer treu"), so geht der „Abend" aus den Fugen, und ich werde Pessimist und nehme für den Rest meiner Tage Schopenhauer und Eduard von Hartmann untern Arm."

Während er noch so sprach, ging draußen die Klingel und einen Augenblick später trat Distelkamp ein.

„Entschuldige, Schmidt, ich habe mich verspätet. Die Details erspar ich dir und unserem Freunde Etienne. Auseinandersetzungen, weshalb man zu spät kommt, selbst wenn sie wahr, sind nicht viel besser als Krankengeschichten. Also lassen wir's. Inzwischen bin ich überrascht, trotz meiner Verspätung immer noch der eigentlich erste zu sein. Denn Etienne gehört ja so gut wie zur Familie. Die Großen Kurfürstlichen aber! Wo sind sie? Nach Kuh und unserem Freunde Immanuel frag ich nicht erst, die sind bloß ihres Schwagers und Schwiegervaters Klientel. Rindfleisch selbst aber — wo steckt er?"

„Rindfleisch hat abgeschrieben; er sei heut in der „Griechischen"."

„Ach, das ist Torheit. Was will er in der „Griechischen"? „Die sieben Waisen" gehen vor. Er findet hier wirklich mehr."

„Ja, das sagst du so, Distelkamp. Aber es liegt doch wohl anders. Rindfleisch hat nämlich ein schlechtes Gewissen, ich könnte vielleicht sagen: mal wieder ein schlechtes Gewissen."

„Dann gehört er erst recht hierher; hier kann er beichten. Aber um was handelt es sich denn eigentlich? Was ist los?"

„Er hat da mal wieder einen Schwupper gemacht, irgendwas verwechselt, ich glaube Phrynichos den Tragiker mit Phrynichos dem Lustspieldichter. War es nicht so, Etienne? (Dieser nickte.) Und die Sekundaner haben nun mit lirum larum einen Vers auf ihn gemacht . . ."

„Und?"

„Und da gilt es denn, die Scharte, so gut es geht, wieder auszuwetzen, wozu die „Griechische" mit dem Lustre, das sie gibt, das immerhin beste Mittel ist."

Distelkamp, der sich mittlerweile seinen Meerschaum angezündet und in die Sofaecke gesetzt hatte, lächelte bei der ganzen Geschichte behaglich vor sich hin und sagte dann: „Alles Schnack. Glaubst du's? Ich nicht. Und wenn es zuträfe, so bedeutet es nicht viel, eigentlich gar nichts. Solche Schnitzer kommen immer vor, passieren jedem. Ich will dir mal was erzählen, Schmidt, was, als ich noch jung war und in Quarta brandenburgische Geschichte vortragen mußte — was damals, sag ich, einen großen Eindruck auf mich machte."

„Nun laß hören. Was war's?"

„Ja, was war's? Offen gestanden, meine Wissenschaft, zum wenigsten was unser gutes Kurbrandenburg anging, war nicht weit her, ist es auch jetzt noch nicht, und als ich so zu Hause saß und mich notdürftig vorbereitete, das las ich — denn wir waren gerade beim ersten König — allerhand Biographisches und darunter auch was vom alten General Barfus, der, wie die meisten damaligen, das Pulver nicht erfunden hatte, sonst aber ein kreuzbraver Mann war Und dieser Barfus präsidierte, während der Belagerung von Bonn, einem Kriegsgericht, drin über einen jungen Offizier abgeurteilt werden sollte".

„So, so. Nun, was war es denn?"

„Der Abzuurteilende hatte sich, das Mindeste zu sagen, etwas unheldisch benommen, und alle waren für Schuldig und Totschießen. Nur der alte Barfus wollte nichts davon wissen und sagte: „Drücken wir ein Auge zu, meine Herren. Ich habe dreißig Renkontres mitgemacht, und ich muß Ihnen sagen, ein Tag ist nicht wie der andere, und der Mensch ist ungleich und das Herz und der Mut erst recht. Ich habe mich manches Mal auch feige gefühlt. Solange es geht, muß man Milde walten lassen, denn jeder kann sie brauchen.""

„Höre, Distelkamp", sagte Schmidt, „das ist eine gute Geschichte, dafür dank ich dir, und so alt ich bin, die will ich mir doch hinter die Ohren schreiben. Denn weiß es Gott, ich habe mich auch schon blamiert, und wiewohl es die Jungens nicht bemerkt haben, wenigstens ist mir nichts aufgefallen, so hab ich es doch selber bemerkt und mich hinterher riesig geärgert und geschämt. Nicht wahr, Etienne, so was ist immer fatal; oder kommt es im Französischen nicht vor, wenigstens dann nicht, wenn man alle Juli nach Paris reist und einen neuen Band Maupassant mit heimbringt? Das ist ja wohl jetzt das Feinste? Verzeih die kleine Malice. Rindfleisch ist überdies ein kreuzbraver Kerl, nomen est omen, und eigentlich der beste, besser als Kuh und namentlich besser als unser Freund Immanuel Schultze. Der hat's hinter den Ohren und ist ein Schlieker. Er grient immer und gibt sich das Ansehen, als ob er dem Bilde zu Sais irgendwie und wo unter den Schleier geguckt hätte, wovon er weit ab ist. Denn er löst nicht mal das Rätsel von seiner eigenen Frau, an der manches verschleierter oder auch nichtverschleierter sein soll, als ihm, dem Ehesponsen, lieb sein kann."

(Fortsetzung folgt.)

Der Andenpilot.

Skizze von Eitel Kaper.

Flugplatz Concepcion liegt auf der großen Hochebene zwischen dem weißen Wall der Anden und dem Durcheinander der weißen und gelben Bauten, das die Hauptstadt der Republik ausmacht. Vor Jahren ist nichts als karger, harter Sandboden hier gewesen, und als die Deutschen sich hier den Mittelpunkt für ihr neues Flugnetz gewählt haben, da konnten sie die Grenzfähnchen so weit stecken, wie sie wollten. Zwei luftige Fliederschuppen und ein paar handfeste Baracken, das ist vorläufig noch die ganze Herrlichkeit auf dem Rollfeld.

Die meisten Piloten und Monteure sind heute unten im Tal. Die klapperbeinigen Autos haben sie zur spanischen Oper gebracht, denn viel Abwechslung ist hier draußen nicht zu haben.

Die Wache hat Wöllinger, der als erster Pilot ins Andenland ging und den die Indios bei Concepcion den „ganz großen Zaubermann" nennen. Von den Bergen herunter stäubt es scharf und eisig durch das Vorland. Der Sand vom Rollfeld prickelt gegen die Fenster.

Wöllinger liegt lang auf dem Ledersofa und denkt an Deutschland und an die Zeit, wo er Kampfflieger im Westen war. Er sieht sich noch als Autoschlosser und Arbeitsloser nach dem Kriege.

Nun ist das ja alles in weiter Ferne . . .

Er hört Garcia draußen aufgeregt reden und sieht nach der Armbanduhr. Teufel, schon zwei Uhr. Nun ja, morgen ist Sonntag, dann wird nicht geflogen. Warum sollen die Kameraden nicht länger ausbleiben! Die Tür springt auf, Garcia steht da, der kleine Mischling, der Monteur und Mann für alles hier ist. „Senor, ein Herr möchte Sie dringend sprechen . . ."

„Führ ihn herein!" Mechanisch knöpft Wöllinger seinen Dienstrock zu, und das „Eiserne erster" gleitet ihm durch die Finger.

Der da herein kommt, scheint ein ernster Mann zu sein. Die Stirn ist hoch, und seine Augen verraten Weltkenntnis. Das Haar an den Schläfen ist schon leicht ergraut.

„Sie werden entschuldigen, Senor Pilot, daß ich Sie jetzt aufstöbere. Mein Name ist Doktor Jimenez, und Sie wissen vielleicht, daß ich Regierungsarzt für die Seuchenbekämpfung bin. Ich sah Sie oft, wenn Sie über unser Land flogen, und ich habe Vertrauen zu Ihnen, Senor Wöllinger. — Wir haben da heute durch Boten Mitteilung bekommen, daß oben in den Andendörfern der Indios Seuche ausgebrochen ist. Ich habe den Koffer mit Serum mitgebracht und möchte Sie fragen, ob Sie mich hinbringen wollen."

Wöllinger horcht auf. Er holt die Karten heraus, und sie sitzen zwei, drei Stunden dabei. Der Arzt zeigt auf den wunden Punkt der Sache. Es ist nur eine ganz kleine Alpe da oben, wo man einen Fallschirm mit den Medikamenten abwerfen könnte. Er selbst — nun er würde auch abspringen, denn ohne den Arzt nützt doch den Indios das Serum auch nichts.

Wöllinger schüttelt den Kopf, er begreift die Tapferkeit des Doktors. „Haben Sie schon einen Absprung gemacht?"

„Nein — aber es muß gehen."

Da sagt der Deutsche eine Weile nichts, dann knurrt er kurz: „Legen Sie sich bei uns etwas schlafen. Wenn es Morgen ist, dann werde ich Sie wecken, und wir wollen versuchen, einen Weg zu finden."

Er läuft selbst mit Garcia und dem jungen deutschen Motorenschlosser hinaus und putzt seinen Silbervogel für den großen, waghalsigen Flug. Die andern kommen nach Hause und helfen mit. „Schaffen müssen wir es", sagen sie alle.

Hinter den Riesentürmen der Kordilleren steigt die Sonne empor, Südamerka wacht auf. Sie proben den Motor.

Die Kiste wird verladen. Doktor Jimenez ist schon gerüstet. Regierungsbeamte sind gekommen, die den Start sehen wollen. Nun ist es so weit. Der Propeller schlägt ein paar Mal lustlos herum, dann faßt die Energie dahinter, er jagt und peitscht heulend. Doktor Jimenez sitzt regungslos hinter dem gelben Schutzfenster. Wöllinger gibt das Zeichen zum Start, und die Blöcke klatschen zur Seite. Das deutsche Südamerikaflugzeug „Bolivar" jagt über den Platz von Concepcion.

Die Blicke haften auf den Rädern. Jetzt werden sie in die Höhe gerissen, und „Bolivar" zittert leicht in der Luft. Eine Kurve und noch eine. Wöllinger liest auf dem Höhenmesser Siebenhundert.

In mattem Grün liegt die weiße Metropole, an den Anden zerspringen die Wolken, und Concepcion — ach, das ist nur noch ein ganz kleiner Flecken da unten. —

Gerhard Wöllinger hält guten Kurs und gewinnt mächtig an Höhe über dem Vorland. Es ist sehr kalt hier oben. Der Propeller singt hell. Eine Zeitlang ist Jimenez ganz abgelenkt von dem herrlichen Ausblick auf sein weites bergiges Vaterland. Das da wird San Juan sein, da hört die Bahn auf, und die von dort zu den Bergen wollen, müssen mühselige Karawanenzüge wählen. Der weiße Fleck ist das Kloster Guadeloupe der Karmeliterinnen. Wie weit ist das schon vom Weg! Jetzt stößt ihn Wöllinger an und zeigt auf einen Abschnitt der Anden.

Jimenez nickt eifrig. Da müssen die Siedlungen der Indios liegen . . . Und wieder klettert der „Bolivar", und zwischen ihn und das Land hat sich schon ein dünner, glänzender Schleier gelegt. —

Sie sind mehrere Stunden unterwegs, und jetzt erst kommen die großen Schroffen ganz nahe. Wie das doch täuscht aus der Ferne! . . .

Und dann spielt sich etwas ab, was Jimenez erst gar nicht verstehen kann. Wöllinger geht tiefer und sucht nach der kleinen Alpe. Aber er gibt dem Doktor kein Zeichen zu springen. Das dürre Grün liegt schräg unter ihnen. Jetzt erst — da sie den Felsen nahe kommen — spürt Jimenez, wie rasend das Flugzeug durch die Luft jagt.

Indios aus den Bergsiedlungen sind auf der Alpe, und sie jagen zur Seite, als der Vogel sich auf sie herabsenkt

Und jetzt ist es, als hielten alle die Menschen den Atem an.

Gerhard Wöllinger prüft noch einmal den Motor, dann wagt er es . . . das große Stück. Der Motor wird gedrosselt, „Bolivar" stößt auf den Boden und zischt ein Stück über die schmale Bergwiese. Dann steht der Propeller, und Jimenez klettert heraus. Er zittert vor Aufregung und Begeisterung und drückt dem Piloten die Hand: „Senor Wöllinger, das war ein königliches Stück. Aber Sie können hier nicht wieder starten. Sehen Sie, die Alpe ist so klein . . ."

Wöllinger hilft ihm bei der Ausladung, und die Indios sehen scheu auf den Riesen, den Wundermenschen, der ihnen aus dem Himmel die Hilfe gesandt hat. Der Dorfälteste, der nur schlecht spanisch spricht, wagt es, zu ihm zu kommen: „Herr, wir sind dir sehr dankbar . . ."

Es ist etwas von der Art der alten Patriarchen an ihm. —

Dann beratschlagen sie, und Jimenez bringt die Burschen zusammen, die den „Bolivar" an die Stelle schieben, von der es den weitesten Anlauf gibt. Zehnmal läuft Wöllinger über den Platz und mißt aus. Dann läßt er wieder den Motor anspringen und horcht eine Zeit auf seine Musik, es stimmt, es ist kein Fehler zu spüren. Nun — dann los!

Der Motor bellt, daß die Bergwände widerdröhnen. Da kommt Bewegung in die Räder. Wie ein Pfeil jagt der Aeroplan. Es ist nur noch ein schmaler Streifen Land vor dem Bug, da reißt Wöllinger am Höhensteuer.

Schräg klettert der Vogel herauf, er zieht eine kleine Schleife.

Jimenez und die Indios schreien und winken wie toll. Dann streicht er ab. Die Riesen der Anden bleiben in seinem Rücken . . .

Am nächsten Tag macht „Bolivar" wieder den regelmäßigen Postflug mit den andern zusammen. Aber sie sehen es doch, was Wöllinger geleistet hat. Da kommt der Bericht von Jimenez, ferner die Ordonnanz des Grenzkommandanten.

Und die Indios in den Bergen erzählen von Dorf zu Dorf die Geschichte von dem blonden Riesen, der ihnen Hilfe brachte in der Not

Tischbein und Goethe.

Zum 100. Todestag des großen Malers am 26. Juli.

„In Tischbeins Umgange beleb' ich mich aufs neue; es ist eine Lust, sich mit ihm über alle Gegenstände zu unterhalten, Natur und Kunst mit ihm zu betrachten und zu genießen." Diese Worte aus einem Briefe Goethes vom 12. Dezember 1786 an Karl August müssen zu Anfang einer Würdigung des Malers Wilhelm Tischbein zitiert werden. Man kennt Tischbein in der Hauptsache als den Reisegefährten Goethes in Italien, man weiß eigentlich nicht, wie sehr sich beide in ihren Kunstanschauungen ergänzt haben. Wie Tischbein, hatte Goethe die Malerei der Holländer und die Antike mit den Augen des Rokokomenschen gesehen, dann war er zu einer Kunstanschauung gelangt, die ihr Zentrum im Gefühl hatte. Damit im Zusammenhange entstand Goethes große Vorliebe für die Gotik und für Dürer, der er in dem Aufsatze „Von deutscher Baukunst" ein Denkmal gesetzt hat. Nach und nach milderte sich diese Sturm- und Dranganſicht: der Maßstab der Kunst, er lag nicht mehr einzig und allein in der Willkür des ausführenden Künstlers, sondern auch in den Dingen selbst. Die Dinge stellten Forderungen an den Künstler, sie forderten, typisch dargestellt zu werden. Worin jedoch lag das Charakteristische, das Typische? In Italien hatte Goethe erfahren, daß das Charakteristische die Schönheit war. Doch liegt das Charakteristische eines Gegenstandes von jetzt ab nicht mehr in seinen äußeren Merkmalen, sondern in seiner inneren Wesensart. Dies nennt Goethe Stil. Bekannt ist ja sein Aufsatz vom Jahre 1788 „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil." Was Goethe Stil nennt, nennt Tischbein Schönheit. Wie bei Tischbein, muß bei Goethe der Künstler die Gegenstände gleichsam von innen heraus betrachten; denn der Stil ruht „auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greifbaren Gestalten zu erkennen". Wenn Goethe 1798 in der Einleitung zu den Propyläen schreibt: „Wie gut bildet ein Kenner der Naturgeschichte, der zugleich Zeichner ist, die Gegenstände nach, indem er das Wichtige und Bedeutende der Teile, woraus der Charakter des Ganzen entspringt ‚einsieht und den Nachdruck darauf legt", so bezieht sich das auf den Gefährten Tischbein. Die schönste Frucht dieser Freundschaft, das Goethe-Bild im Frankfurter Staedl, wurde 1786 begonnen. Zuerst machte Tischbein eine lebensgroße Skizze des Kopfes, eine verschollene Aquarellzeichnung erzählt uns das. Dann aber kam der vorbereitende Entwurf zu einer rohen Tuschzeichnung, im Besitze von Tischbeins Tochter. Wie seit Mengs üblich, ließ Tischbein ein kleines Tonmodell des Körpers anfertigen, um das er ein Tuch schlang, um den Faltenwurf des Mantels zu erreichen. Auch darüber berichtet Goethe in einer Notiz 1797: „Vorteile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe." Und er rät weiterhin dem Maler, er solle „sich selbst die feststehenden Figuren von Ton modellieren, um seine Gewänder darüber zu legen, und sein Bild danach auszuführen.

In Neapel wurde das Bild fertig. Tischbein verkaufte es an den schwäbischen Kaufmann Heigelin. Tischbein erwähnt diesen Mann in seiner Selbstbiographie. Aus dem Nachlaß Heigelins erwarb das Bild der Frankfurter Bankier Karl Meyer Frhr. v. Rothschild in den 40iger Jahren des 19. Jahrhunderts. 1887 kam es als Geschenk in den Staedl. Goethe ist als Idee dargestellt, mit Empfindungen, die der Zukunft und nicht der Gegenwart gehören. Ihn sollte ursprünglich das verfallene Rom umgeben, und der Dichter dargestellt sein, „wie er auf den Ruinen sitzet und über das Schicksal menschlicher Werke nachdenket". Doch die Melancholie wurde dem Künstler unter seinen ausführenden Händen zur freudigen Erkenntnis. Statt der Trauer, die ein großer Mensch im Angesicht der Ruinen empfindet, würde dieser große Mensch durch sein ernstes Forschen eine geistige Einheit schaffen.

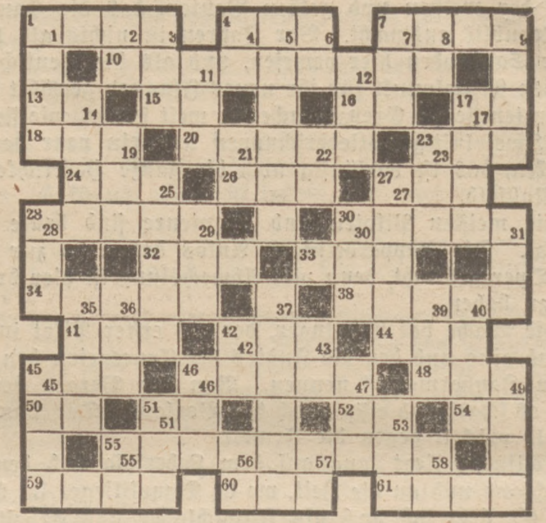
Dr. phil. Olga Bloch.



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Wunderschale. — 4. Englischer Adelstitel. — 7. Ködertier. — 10. Luftdruckmesser. — 13. Flächenmaß. — 15. Chem. Zeichen für Baryum. — 16. Ausruf des Staunens. — 17. Abkürzung für ad acta. — 18. Russischer Herrscher. — 20. Stadt an der Mosel. — 23. Antilopenart. — 24. Tonart. — 26. Teil des Baumes. — 27. Münzen eines Balkanstaates. — 28. Mitbegründer Roms. — 30. Längliche Metzgerware. — 32. Hauptkirche. — 33. Schwur. — 34. Religionsstifter. — 38. Niederschlag. — 41. Amerikanischer Vergnügungsort. — 42. Körperreinigung. — 44. Leumund, Ansehen. — 45. Französische Münze. — 46. Vermächtnis, (röm.) Gesandter. — 48. Küstenfluß in Nordspanien. — 50. Chem. Zeichen für Tellur. — 51. Chem. Zeichen für Selen. — 52. Hohe Spielkarte. — 54. Abkürzung für unter anderem. — 55. Nervenschmerz. — 59. Blume. — 60. Naturwissenschaftliche Gruppe. — 61. Planet.

Senkrecht: 1. Stadt in Steiermark. — 2. Vorsilbe. — 3. Teil eines Tiermagens. — 4. Umstandswort der Weise. — 5. Kleine Mahlzeit. — 6. Italienische Tonbezeichnung. — 7. Gleichwort für Schmerz. — 8. Alte Rinderart. — 9. Katzenlaut. — 11. Amtstitel. — 12. Eingang. — 14. Ackerunkraut. — 17. Gewürzpflanze und -same. — 19. Alkoholisches Getränk. — 21. Ägyptischer Gott. — 22. Lateinisch „und." — 23. Germanische Jagdwaffe. — 25. Zugehör des Bootes. — 27. Verkommener Mensch. — 28. Europäische Hauptstadt. — 29. Internationaler Hilferuf. — 30. Persönliches Fürwort. — 31. Laut, Erdart. — 35. Blasinstrument. — 36. Schwein. — 37. Amerikanisches Raubtier. — 39. Art des Guten. — 40. Schlinggewächs. — 42. Chem. Zeichen für Beryllium. — 43. Umstandswort des Ortes. — 45. Singvogel. — 46. Raubtier (poetisch). — 47. Teil der Woche. — 49. Unglücksvogel. — 51. Großes Wasser. — 53. Persönliches Fürwort. — 55. Abkürzung für Nachschrift. — 56. Wie 21 senkrecht. — 57. Abkürzung für Leutnant. — 58. Persönliches Fürwort.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 162.

Zahlen-Rätsel.

35	36	69	→ 140
76	24	40	→ 140
29	80	31	→ 140
140	140	140	

Ausschalt-Rätsel.

ELLI
MOHN
ANNA
DELHI
= LIMONADE

Unterstell-Rätsel.

Bleistifte
Gummi
Notizbücher
Federhalter
Linienblätter
Tinte
Lineale
Federn
Schreibpapiere
Briefpapiere
= **Buchbinder.**

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.